

herweise einem Zuge maskirter Schönheiten auf Maul-
eseln begegnet, so muß man gleich ausweichen, oder
wenn man es wagt, in ihrem Wege stehen zu blei-
ben, um seine Neugier zu befriedigen, Gefahr laufen,
an den Wänden wie eine Mumie zusammengedrückt
zu werden. Der Eschandi Eschoke in Delhi dagegen
ist eine große Ausnahme von der Regel und vielleicht
die breiteste Straße in allen Städten des Ostens; die
Häuser auf derselben haben fast alle Balkons an ih-
rer Fassade, auf denen die Männer, leicht in weißen
Musselin gekleidet, sitzen und ihre Hufahs schmauchen,
auch findet man sogar oft Weiber, welche alle An-
sprüche auf Schaam aufgegeben haben, unverschleiert
in gleicher Beschäftigung darauf. Das Gedränge auf
einem so volkreichen Plage ist sehr groß, denn jedes
Haus scheint ein wahrer Bienenkorb zu seyn. Die
Bevölkerung beläuft sich bis auf 200,000 Seelen auf
einem Raume von 7 engl. Meilen im Umfange, denn
dieses ist die Ausdehnung der Mauern des neueren
Delhi. Die größte Eigenthümlichkeit einer östlichen
Stadt ist die, daß Alles öffentlich verrichtet wird.
Das Volk spricht so laut als es nur kann und scheint
manchmal, wenn es um wichtige Dinge sich handelt,
einander auf die beleidigendste Art zu begegnen; das
Wiehern der Kasse, das Brüllen des Viehes, das Ras-
seln der Wagenräder und das Hämmern der Zinn-
gießer (denn alle Gewerbe werden in einem kleinen,
offenen Raume vorn in der Bude getrieben) sind
kaum auszuhalten. Das trompetenartige Getöse der
Elephanten nebst dem Blöken der Kameele, manchmal
mit dem Brüllen eines Leoparden oder einer Unze
(denn diese Thiere werden zum Behuf der Jagd ver-
kapt auf den Straßen getrieben) untermischt, nebst
dem endlosen Schlagen des Tamtams, der gellenden
Pfeife und dem Sekreisch der Violine, von noch
schlechteren Stimmen der Sänger begleitet, sind aus-
reichend, um eine zartnervige Person zur Verzweiflung
zu bringen. Es scheint unter den Eingeborenen ma-
homedanischer Städte eine Herzlichkeit stattzufinden,
die Jedermann auf der Stelle vertraut werden läßt.
Tritt ein Fremder in eine Stadt und stößt auf einen
Menschentrost, der sich mit irgend einem Vergnügen
beschäftigt, so trägt er keinen Augenblick Bedenken,
sich mit anzuschließen, und nimmt so viel Interesse
am Fortgange desselben, als ob er die Theilnehmer
daran Zeit seines Lebens gekannt hätte. Dann gibt
er vielleicht Einem oder dem Andern darunter seine
Pfeife oder nimmt die von ihnen an — ein sicheres
Zeichen einverständener Gastfreundschaft — setzt sich

nieder und erzählt seine Geschichte mit eben so großer
Offenheit, als ob er einen Bruder gefunden hätte.
Die Häuser sind gewöhnlich unregelmäßig gebaut und
nicht selten ganz sonderbar verziert. Verschiedensar-
tige Vorhänge hängen vor den Thüren, buntgemalte
Fensterladen befinden sich vor den Fenstern und der
Gebrauch, Kleider, vorzüglich Schärpen aller Art, roth,
blau, gelb, weiß und grün, zum Trocknen an die Gie-
bel der Häuser zu hängen, gibt diesen einen so heis-
tern Anblick, wie den eines Schiffes, das an einem
Gallatage mit allen Wimpeln flaget. Die Wolken
von Staub, welche die zahlreichen Equipagen hervor-
bringen, nebst den Insekten, welche die Pastetenbäckers-
läden umschwärmen, sind die unerträglichsten Plagen
von allen. Der ranzige Geruch der häßlich aussehens-
den Mixturen, die stets zu den verschiedenen Gewer-
ben gebraucht werden, die man vor sich sieht, nebst
dem Gestanke der Stadt im Allgemeinen, sind ein
Zeichen, daß nur „höchst selten eine moschusriechende
Karavane von Koten hindurchzieht“. Es gibt in der
1001 Nacht eine Geschichte von einer Prinzessin, die
einen Conditor enthaupten zu lassen drohte, wenn er
nicht Pfeffer in seine Torten thue. So despotisch
dies auch bei dieser Dame erscheinen mag, so kommt
es mir doch wie eine verdiente Satyre auf die Paster-
tenbäckerei im Osten vor, denn sie so zu würzen, bis
sie allen Geschmack ihrer Grundstoffe verliert, ist der
einzige Weg, sie essbar zu machen. So viel ich mich
erinnere, starb dieser Conditor beinahe als Märtyrer
seiner Handwerkslehre, indem er es durchaus verweis-
gete, dem Gebote nachzukommen, und ich glaube auch,
daß in der That seine Brüder noch heutigen Tages
nichts auf der Welt dahin bringen würde, ihre Back-
kunst zu vervollkommen. — Das Reiten durch die
Stadt erfordert viel Geschick und Gelassenheit. Man
muß während seines ganzen Weges um sich stoßen, schla-
gen und schreien, um die Menge zu bedeuten, aus dem
Wege zu gehen. Gelegentlich muß man einen Zug belades-
ner Kameele vorbeilassen, oder einer Heerde Elephanten
aus dem Wege reiten, und wenn sich das Pferd nun
vor diesen letzteren Thieren scheuet, was oft der Fall
ist, so braucht man wirklich nicht gewöhnliches Ges-
chick, um nicht in die Kochtöpfe geworfen zu werden,
die an jeder Seite des Weges vor den Buden der
Köche brodeln. Oft ist jene Furcht auch wechselseitig
und die Elephanten bringen, wenn sie vor der An-
näherung eines Reiters sich scheuen, die ganze Straße
in die vollkommenste Unordnung. Auf einem meiner
Ritte durch die Stadt wäre ich fast durch eine Art